

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

267 (16.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Wirklichkeit und Wissen

Der siebzigjährige Hauptmann

Von Dr. Wilhelm Bolze

Man könnte es vielleicht für angebracht halten, sich an dem großen Kultus, der in diesen Wochen mit Gerhart Hauptmann aus dem äußeren Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages in den mannigfaltigen Veröffentlichungen getrieben wird, überhaupt nicht zu beteiligen, weil über diesen doch nun einmal bedeutendsten deutschen Dichter schon so viel geschrieben und sein Werk uns längst unerschütterlich geläufig geworden ist. Aber gerade der Arbeiterenschaft stünde eine solche Zurückhaltung schlecht an, denn sie hat diesem Dichter, der ihrem ureigenen Erleben und Ringen aus tiefstem Mißfallen in zahlreichen Schöpfungen stärksten dichterischen Ausdruck verliehen hat, eine besondere Dankeschuld abzutragen.

Doch der Proletarier, daß die Masse der Namenlosen, der Elenden und Verfolgten überhaupt literaturfähig geworden ist, daß das Menschenleben und Menschentum der vom Leben am wenigsten begünstigten Volkschichten ein unvergänglich-dichterisches Denkmal, das Gewissen der Menschheit wahrheitsgemäß erhalten hat, das ist ganz wesentlich Gerhart Hauptmanns Verdienst. Die soziale Tragödie der „Weber“, das tragische Schicksal des Hannele, des Fuhrmann Henrich, der Rote Bernd, der Frau Johr, des Emanuel Dinn, werden immer für die innere Verbundenheit dieses Dichters mit der Welt der Elenden, der vom Leben Geschlagenen zeugen. In der aus vollem Menschenleben geschöpften Diebstahlskomödie „Der Biberpelz“, dem immer noch besten deutschen Komödienwerk der letzten 40 Jahre, ist der historische wilhelminische Obrigkeitstypus dem ewigen Gelächter der Nachwelt preisgegeben. Und selbst in einem dramatisch unzulänglichen Spätwerk, dem Drama „Dorothea Anaermann“, tritt Hauptmann uns als mannhafter Kämpfer gegen Klassenurteile und mühsame Moralengerechtigkeit entgegen.

Doch Hauptmann sein Lebenswerk, sondern ein wirklich harter Dichter ist, beweist die — von dem schwachen höflichkeitsfähigen Legendendrama „Der arme Heinrich“ abgesehen — ununterbrochene Kette seiner künstlerischen Erfolge von seinem Erstlingswerk „Vor Sonnenaufgang“ bis etwa zur „Rote Bernd“ und darüber hinaus. Die sozialen Dramen wie die Diebstahlskomödie und das Bauerntriebsdrama „Florian Geier“, die märchenhaften und dabei doch ganz volkstümlichen Stücke, die Künstlerdramen, das Scherzspiel „Schind und Sau“ — alle diese Werke haben, wenn auch natürlich mit gewissen Gradunterschieden, dauernden Bestand in der deutschen Dichtung. Massenleben und Berufslebensschicksal, Tragik und Komik, Alttagrealismus und bunte, poetisch verklärte Phantasiewelt kommen mit gleicher Vollkommenheit zur Geltung. Zu alledem kommt eine ungewöhnlich starke Kraft der Menschenschilderung und der dramatischen Gestaltung und eine dem darstellenden Inhalt entsprechende neue dramatische Kunstform, die in der Bühnentechnik auf Aben, in der stofflichen Anordnung auf Jola zurückgeht. Diese neue Kunstform ist im Grunde nichts anderes als die geradlinige Weiterführung des Ausgangs des modernen deutschen Dramas. In den „Ratten“ läßt Hauptmann einen jungen Schauspielerschüler sein eigenes, auf Wahrheit der künstlerischen Darstellung und gegen alle unnatürliche, schwülstige

und gepreßte Maße gerichtete dichterisches Glanzes bekennen in diesen Worten aussprechen: „Und wenn sich das deutsche Theater erholen will, so muß es auf den jungen Schiller, den jungen Goethe des Süd und immer wieder auf Goethes Epheum Lesing zurückgreifen: dort stehen Sätze, die der Fülle der Kunst und dem Reichtum des Lebens angepaßt, die der Natur gemachten sind.“ Freilich, wer den 4. Akt der „Emilia Galotti“ geschrieben hat, der darf wohl auch heute noch einem Dichter, der den „Reichtum des Lebens“ mit aller Objektivität und aller dramatischen Wucht gestalten will, als leuchtendes Vorbild dienen. Verhältnismäßig spät hat Gerhart Hauptmann sich neben dem Drama auch der erzählenden Dichtung zugewandt, und es ist leider viel zu wenig bekannt, daß wir auch auf diesem Gebiete einige Werte von ihm besitzen, die seinen wertvollsten dramatischen Schöpfungen völlig ebenbürtig sind. Schon ganz am Anfang seiner Dichtertätigkeit steht die ungeheuer prägnante Novelle „Bahnhöflicher Thiel“, in der die Tragik eines Proletariatschicksals mit tiefster Seelentunde ausgeschöpft ist. Das hat darauf in der novellistischen Skizze „Der Apostel“ etwas unklar angelegene Thema hat Hauptmann dann erst gegen Ende seines

fünften Lebensjahrzehnts in seinem Meisterwerk, dem großen Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“, mit ununterbrochener Spannungskraft und tiefstem mitfühlendem psychologischen Verständnis gestaltet. Ein paar Jahre später schreibt er die von geläuteter heidnischer Sinnenfreude erfüllte Erzählung „Der Keger von Soana“.

Es ist für den künstlerischen und menschlichen Ernst des Dichters besonders bezeichnend, daß er in diesen erzählenden Werken nicht billigen Gesellschaftsproblemen moderner Anstaltungschriftsteller von erprobter Wirksamkeit gestiftet hat, sondern abseitige Themen von ethischer und weltanschaulicher Einigkeitsevidenz mit auch in seinen Dramen gelegentlich auftauchenden religiösen Grundideen, die ihm schon aus seiner Herkunft sehr nahe liegen. Freilich nehmen diese Werte auch eine ganz vereinzelte Stellung in Hauptmanns Gesamtwerk ein. Wir besitzen zwar von ihm aus den letzten Jahrzehnten noch einige andere Romane, aber keinen, der auch nur entfernt an die erzählerische Gestaltungsstärke und die menschliche Tiefe der genannten Werke heranreicht. Leider läßt sich überhaupt in den letzten Jahrzehnten ein deutlich wahrnehmbarer Abstieg in Hauptmanns Schaffen feststellen. Mehr und mehr

versucht er sich an Stoffen aus Geschichte — dem Untergang der Kreimwöhner Megistos hat er gleich zwei Werke („Der weiße Heiland“ und „Anbi-pohdi“) gewidmet. Sage und Mythos, die seiner Natur ganz fern liegen, auch an der Dramatisierung epischer Werke, von Homer bis zu Selma Lagerlöf (deren Novelle „Herrn Arnes Schatz“ den Stoff zu dem Drama „Winterbataille“ geliefert hat), ohne jemals der dichterischen Kraft des Vorbildes nahe zu kommen. Der einst von Hauptmann erstreute „Reichtum des Lebens“ wird durch bloße Konstruktion ersetzt; vor reicherlicher Theatralik steht der Dichter ja doch zurück. Wie schwächlich und geradezu langweilig wirkt beispielsweise gegenüber der mitreißenden Gewalt der „Odysse“ das Drama „Der Bogen des Dugleus“, das schon zu Ende ist, bevor sich aus dem Wiederleben des heimgekehrten Odysseus mit seiner Gattin Penelope ein dramatischer Konflikt ergeben kann. Aber der junge Hauptmann liebte, der mag sich leicht verstimmt fühlen durch die immer härter werdende Reizung des alternden Dichters zu Bourgeoisium. Aber wir wollen das nicht allzu tragisch nehmen. Der Dichter, der uns ein so tiefes mitfühlendes Verständnis für die Schwächen unserer Mitmenschen geliebt hat, darf auch Verständnis für seine eigenen kleinen menschlichen Schwächen verlangen. Starker Schatten — so sagt dem Sinne nach schon Goethe in seinem „Götter“ — ist immer ein Zeichen von viel Licht. Wir wollen, was wir an Hauptmanns besten Schöpfungen, die so zahlreich sind, haben, und wir werden ihm dafür immer unsere dankbare Anerkennung bewahren.

Das uralte Faltboot

Das Faltboot wird im allgemeinen als das modernste Wasserfahrzeug betrachtet. Im günstigsten Falle erinnert man sich daran, daß die Eskimos ähnliche Boote bauen, die aus Fellen hergestellt sind. Aber bei den Booten der Eskimos handelt es sich um Fahrzeuge, die grundsätzlich nicht auseinander genommen und dann wieder zusammengekehrt werden können, sondern einmal aufgebaut, auch so bleiben wie sie sind. Das Wesen des Faltbootes aber besteht ja gerade darin, daß es zu jeder Zeit in seine Bestandteile zerlegt werden kann, die man nach Belieben wieder zusammenfügt. Man kann also höchstens sagen, daß die Form des Eskimobootes bei unseren Faltbooten nachgeahmt wurde, daß aber darüber hinaus die Möglichkeit des „Faltens“ erst das Faltboot schuf. Doch auch dieser Gedanke ist gar nicht so neu, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag. Trotz aller technischen Fortschritte muß man hinsichtlich des Grundgedankens immer wieder feststellen, daß der seltsame Ben Afrika wirklich ein sehr weiser Mann gewesen ist und bis zum heutigen Tage meistens behalten hat: Es ist wirklich alles schon einmal dagewesen. Auch das echte Faltboot war vor 3 Jahrtausenden schon einmal erfunden. Im alten Babylonien wurde es bereits als Frachtschiff benutzt. Herodot, der 484 vor unserer Zeitrechnung geboren wurde, und den Ruhm genießt, einer der ersten Weltreisenden und Geschichtsschreiber gewesen zu sein, berichtet in seinen „Geschichten“ im ersten Buche, das der Mule Rio gewidmet ist, im 194. Abschnitt folgendes:

„Was mich aber die größte Wertwürdigkeit dünkt in dem Lande (in Babylonien), das will ich gleich erzählen: Ich meine ihre Fahrzeuge, auf denen sie den Fluß hinunterfahren nach Babylon; diese sind rund und alle von Leder. Räumlich in der Armerier-Länge, das oberhalb Afriens liegt, schneiden sie Weiden ab und machen daraus des Schiffes Bauch, und darüber spannen sie Felle aus zur Decke wie einen Felleich, aber Schindel und Spiegel machen sie nicht daran, sondern alles ist rund wie ein Schild. Sodann füllen sie dieses ganze Fahrzeug mit Stroh an und bringen ihre Ladung hinein, und dann geht es den Fluß hinunter. Meist haben sie Fässer mit Palmwein geladen. Geleitet wird es durch zwei Ruder von zwei Männern; die stehen aufrecht, und der eine zieht an und der andere stößt ab. Dergleichen machen sie von verschiedener Größe. Die allergrößten tragen wohl eine Last von fünfzehnhundert Pfund. Auf einem jeden ist ein lebendiger Esel, auf den größeren wohl mehr als einer. Wenn sie nun auf ihrer Fahrt nach Babylon gekommen und ihre Waren los sind, so bieten sie auch des Schiffes Bauch und alles Stroh feil; die Felle aber paden sie auf die Esel und treiben sie heim nach Armenien. Denn den Fluß hinauf kann man nicht fahren, weil er so reißend ist, und eben deswegen machen sie ihre Fahrzeuge auch nicht von Holz, sondern von Leder. Sind sie nun mit ihren Eseln in Armenien angekommen, so machen sie sich andere Fahrzeuge auf dieselbe Weise. Also sind ihre Fahrzeuge beschaffen.“

Dieser interessante Bericht Herodots beschreibt einwandfrei ein Wasserfahrzeug, das die wesentlichen Merkmale des Faltbootes zeigt. Heute sind bei dem modernen Faltbootfahrer an die Stelle des mitgeschleppten Esels der kleine zusammenlegbare Faltbootwagen und die Transportmittel wie Auto, Eisenbahn und Straßenbahn oder auch Fluß- und Seeschiffe getreten. Die alten Babylonier waren wirklich denkende Leute. Die Arbeit, das aus Weiden kunstvoll hergestellte Gerippe des Bootes wieder mitzunehmen, war im Hinblick auf die Belastung und die leichte Wiederbeschaffung neuer Weiden zu groß. Die Esel aber tauchten wahrscheinlich für billiges Geld den „Bauch“ des Schiffes, den sie wieder zum gleichen Zwecke oder auch für einen andern Zweck benutzen konnten. So kamen Verkäufer und Käufer auf ihre Rechnung. Aus dem gleichen Grunde hat man in Deutschland in früheren Zeiten Fische als Barantransportmittel benutzt. Die Schleppladung stromauf war zu beschwerlich; so vertauschte man eben am Bestimmungsorte Ware und Fahrzeug. Die Faltboothaut, die damals aus Fellen bestand und heute meist aus gummierten Einwandmischungen gebildet wird, ließ sich leicht verpacken; ja, sie diente den Eseln als Unterlage für solche Waren, die die Schiffer des Euphrat wieder nordwärts führten. Die runde Schiffsförmigkeit dieser alten Faltboote, die man auch heute noch im Felle sehen kann, stellt sich bei näherem Zusehen als sehr zweckvoll heraus. Wer sich heute selber ein Faltboot baut, gilt schon — besonders wenn er nicht von uralten Zeiten doch noch anders, und darin waren uns die Alten überlegen, daß die meisten von ihnen viel. Klünge kannten und sich selber helfen konnten, wenn es die Umstände erforderten. Leider müßen wir fürchten, daß wir es auf diesem Gebiete niemals mehr so weit bringen können wie diese Menschen der „guten alten Zeit“.

Die Jernherde

ROMAN VON C. F. FORESTER
Deutsche Rechte Th. Kasar Nachl., Verlags. Berlin.
(25. Fortsetzung.)

Buddingtopf lief geschickt an der Seite, so daß die beiden Mädchen zwischen ihm und Harold gingen und die Dide neben ihn kam. Das Gespräch, das erst so dürrig begonnen hatte, entwickelte sich ganz großartig. Harold hatte kaum eine blasse Ahnung, wovon die Rede war, er war zu sehr mit anderem beschäftigt. Und übrigens war das Gespräch unendlich uninteressant — Buddingtopfs Anzüglichkeiten, die die Mädchen in hohem Grade zu amüsieren schienen, entbehrten jeder wichtigen Pointe.

„Sehen wir uns doch“, sagte Buddingtopf fröhlich und wies dabei auf vier Stühle in einer Reihe. Die Mädchen warfen sich einen Blick zu. Die beiden neuen Bekanntschaften hatten die Hauptprobe bestanden. Sie boten ihnen Stühle zu zwei Pence die Stunde an und verlangten nicht, daß sie mit ihnen herumspazieren oder auf einer Bank sitzen sollten.

Sie setzten sich also, und Buddingtopf neugierig mit der Hand schaffte.

„Ich entferne mich so gern so weit als möglich von der großen Masse“, sagte er hochmütig. „An Sonntagabenden ist hier für gewöhnlich ein gräßlicher Böbel.“

„Ach ja“, sagte das dicke Mädchen.

„Finden Sie nicht auch, daß hier eine Musikkapelle sein sollte wie in den feinen Parks?“ sagte das andere Mädchen zu Harold. „Ich habe so schrecklich gern Musik.“

„D ja“, sagte Harold. Er hatte nach dem Ton ihrer Stimme geschlossen, daß eine Zu-

stimmung erwartet wurde — deshalb hatte er „ja“ gesagt; er wußte gar nicht, was sie ihn gefragt hatte.

„Wir haben 'nen Lautsprecher zu Hause“, sagte das dicke Mädchen. „Hören Sie gern zu?“

„Wir haben auch 'nen Lautsprecher“, sagte Buddingtopf. „Nur daß man ihn nicht nach Belieben abstellen kann.“ „S'ist unsere Hausfrau.“ Die Mädchen kreischten vor Lachen.

„Ach, Sie sind mir einer!“ schrie das dicke Mädchen. „Sie sind mir einer!“

Ihre Stimme war so laut, daß mehrere Leute sich nach ihnen umwandten. Da klammernte sich Harold plötzlich an beide Seiten seines Stuhles; er war dunkelrot geworden. Denn zwei von den Leuten, die die Köpfe nach ihnen gedreht und sie angeleert hatten, waren Herr und Frau Tilling gewesen, die eben nach dem Abendessen ihren geruchamen Spaziergang machten. Harold sah Frau Tillings Blicke über die Gruppe schweifen. Sie gerühte ihn gnädigst zu erkennen und, als er den Hut zog, mit einem Nicken zu antworten, aber Harold wußte genau, daß ihrem Späherauge die billigen Seidenstrümpfe, der feuerrote Hut und die ordinär gepuderten Wangen so wenig entgangen waren, wie ihrem Ohr das freudige Lachen. Er hörte förmlich die herrliche Rede, die Frau Tilling bei ihrer Rückkehr sofort vor Marjorie halten würde. Er biß sich die Nägel im Übermaß der Verzweiflung.

Die anderen aber merkten nichts von seinem Zustand, sie hatten eben ihre ganze Aufmerksamkeit dem Mann zugekehrt, der das Geld für die Sessel einlieferte.

„Der Herzog vom Morley Park wird Ihre Wünsche erfüllen, mein Guter“, sagte Buddingtopf. „Er sitzt dort am Ende der Reihe mit dem lieblichen Lächeln. Klopfen Sie nur

an die Hintertür und fragen Sie nach Seiner Gnaden.“

Harold zahlte gedankenlos die acht Pence. Sogar die Ausgabe von acht Pence war im Vergleich zu seinen sonstigen Sorgen zu einem Nichts geworden.

Sie saßen beinahe eine Stunde auf ihren Stühlen, während welcher Zeit Harold viermal auf eine Frage antwortete und von selbst nicht eine einzige Bemerkung hervorbrachte. Das Mädchen mit den Seitenblicken ließ denn auch bald von ihm ab und wandte sich Buddingtopf zu, um seine geistreichen Worte einzulaugen und mit ihrer biden Freundin um die Wette um seine Aufmerksamkeit zu buhlen. Harold sah stumm und dachte an furchtbare Dinge.

Zwanzig Minuten nach neun erhob sich Buddingtopf.

„Wir müssen jetzt gehen und den gewissen Lautsprecher, von dem ich vorhin sprach, interviewen“, sagte er. „Wir essen um halb. Sehen wir uns nächste Woche?“

Die Mädchen willigten ein, nachdem sie erst einen Blick miteinander gewechselt hatten.

„Also um halb acht Uhr und wieder an derselben Stelle wie heute?“

„Ja.“

Dann trennten sie sich.

„Gar nicht so übel, was meinen Sie?“ sagte Buddingtopf, als er mit Harold durch den Park zurückspazierte. „Die Dide ist ein warmer Kuchen. Aber wir werden nächsten Sonntag das Abendessen veräumen.“

Der einzige Lichtpunkt an Harolds düsterem Seelenhorizont war die Tatsache, daß Buddingtopf keine wichtigen Bemerkungen über seine Schweigekunst machte. Das war zwar nur ein trauriger Trost — wenn man bedenkt, daß fünfzig Meter hinter ihm immer noch zwei Leute gingen, um seinen Spuren nachzusehen bis zur Scaefell-Strasse zu

folgen. Der eine hatte das gewisse Adlerprofil, das Harold schon vorher aufgefallen war, der andere einen dichten Schnurrbart und eine Brille. Für Harold schien es dank seinem schlechten Gewissen äußerst erfreulich, daß Buddingtopf so gar nicht von ihnen Notiz nahm und sich über sie ausließ, aber sie machten in Wirklichkeit einen ganz harmlosen und unauffälligen Eindruck. Man mußte schon alle Sinne in Bereitschaft halten, um sie selbst in dieser stillen Vorstadt zu bemerken.

10. Kapitel

Sonntag

Das Sonntagabendenessen in Scaefell Bier war nur ein schwacher Abganz des Mittagsmahls; das Roastbeef und die Apfelsentoden, ihrer früheren Herrlichkeit entkleidet, wieder auf dem Tische, an Stelle der lebenswichtigen geträumten Kartoffeln kam ein kalter und unfreundlicher Salat, und alle fühlten sich bei dem Gedanken an den nächsten Montagmorgen leicht niedergedrückt. Uebrigens waren bei einer Mahlzeit niemals so wenig Pensionäre anwesend wie Sonntag abends.

Heute waren auch, wie Frau Round schon gesagt hatte, Danvers und Marks nicht zu Hause. Harold stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, so war die Katastrophe wenigstens hinausgeschoben — immer noch besser, daß der wüste Kampf erst in zwei Stunden losging, als daß man gleich damit empfangen wurde.

Aber er hatte sich zu früh gefreut, denn kaum war Frau Round mit dem Vorlesen des Roastbeefs fertig, als man einen Hausläufigen in der Tür hörte und die überflüssig lauten Stimmen von Marks und Danvers sich bemerkbar machten.

(Fortsetzung folgt.)